

Es kostet viel Kraft, den Schein zu wahren : der Schriftsteller Walther Kauer über die literarische Arbeit als Existenzform

Autor(en): **Kauer, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Arbido**

Band (Jahr): **12 (1997)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-770346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ES KOSTET VIEL KRAFT, DEN SCHEIN ZU WAHREN

*Der Schriftsteller Walther Kauer
über die literarische Arbeit
als Existenzform*

Trost wird mir davon kaum werden. Dennoch leiste ich der Aufforderung der Redaktion Folge, mich an der Serie über das Einkommen (warum heisst die Serie eigentlich nicht: über das Nichteinkommen?) der Schriftsteller zu beteiligen, dies schon nur, um in den Besitz der ausgesetzten 300 Franken Honorar zu gelangen.

Schriftsteller sind wie Ährenaufleser oder Rossmistbuben. Sie können es sich nicht leisten, etwas nicht aufzuheben, das, natürlich symbolisch gesprochen, auf dem Boden liegt.

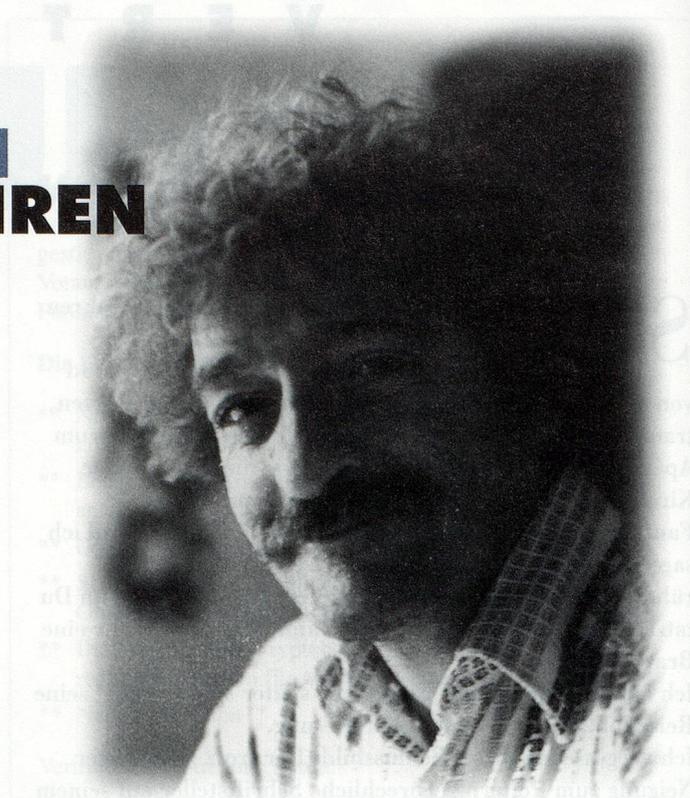
Spass beiseite. Die Sache ist denn doch zu ernst, um darüber zu witzeln.

Über Geld spricht der Schweizer nicht gern. Ich bin gespannt, wie das an den Solothurner Literaturtagen herauskommen wird, vor allem was dabei herauskommen wird. Ohne meinen Kolleginnen und Kollegen zum vornherein auf den Schlipps treten zu wollen, vermute ich dennoch stark, dass an dieser Diskussion über den Schriftsteller und sein Einkommen alles andere als die Wahrheit zum Vorschein kommen wird. Vermutlich wird es auch hier wieder so sein, dass verschiedene Leute sich selbst kräftig in die eigene Tasche lügen werden.

Auch das hat Gründe: Ich kann dabei nur davon ausgehen, was in mir und mit mir vorgeht, wenn ich über meine materielle Situation Auskunft geben soll. Man hat eben vor allem einen Schein zu wahren. Eine Fassade mühsam aufrechtzuerhalten. Man bemüht sich, das nackte Elend möglichst in den eigenen vier Wänden zu behalten. Das hat nichts mit Schamhaftigkeit, aber viel mit Selbstachtung zu tun. Es kostet viel Kraft, diesen Schein nach aussen zu wahren, um nicht den Respekt vor sich selbst und vor allem vor seiner eigenen Berufswahl zu verlieren.

Man könnte jetzt einwenden, dass der Ruhm des Schriftstellers - wie jedes anderen Künstlers - sich eben nicht in Franken und Rappen ausdrücken lasse, dass immerhin von uns der Nachwelt etwas hinterlassen werde, das uns selbst überdauern wird. Das mag zutreffen, allein - es ernährt seinen Mann nicht.

Die erstaunlichste Leistung der Schweizer Literatur ist ohnehin die, dass es sie, allen miesen und widrigen Umständen zum Trotz, überhaupt noch gibt, dass sie stattfindet, dass es Menschen gibt, denen materielles Risiko und somit materielle Sicherheit mehr oder weniger gleichgültig sind.



Der Ehrlichkeit halber muss ich ja auch diese Kehrseite der Medaille betrachten: Die Lust am Beobachten, an den Menschen, am Schreiben ist gewiss ihren Preis wert. Dafür ist man unter Umständen zur Verzichtleistung bereit. Nur: Zwischen Verzicht und bescheidenem Lebensstil und der Armut - um doch das Kind einmal bei seinem richtigen Namen zu nennen - gäbe es doch gewiss noch einen Mittelweg. Den zu finden, hat man sich bisher von offizieller und amtlich-kulturfördernder Seite noch nicht in grossen geistigen Aufwand gestürzt.

Der Schriftsteller heutzutage ist - und ich spreche jetzt wieder pro domo - auf Verständnis und stille Hilfe stiller Gönner und Freunde angewiesen, auch darauf, dass sich jemand ab und zu mit einer Rechnung geduldet, ohne davon grosses Aufheben zu machen. Es ist ja nicht so, dass Schriftsteller und damit Künstler gewissenlose Bohémiens sind, die sich einen Teufel um unbezahlte Rechnungen kümmern. Vielmehr ist es doch so, dass man auf den grossen „Wurf“ rechnet, wie andere auf einen Haupttreffer im Lotto. Diesem Wunsch allerdings stellen sich mehr Widerstände entgegen, als man sich träumen liesse. Vorausgesetzt, man findet das richtige Thema zur richtigen Zeit, man findet dann noch den Verleger, der sich diesem „Wurf“ auch anzunehmen bereit ist und immer noch vorausgesetzt, dass das Buch dann auch sein Publikum findet: dann bleiben uns diese 10 bis 15 Prozent Tantiemen. Bei 5'000 Büchern zu 38 Franken sind das dann 19'000 Franken. (Die Rechnung ist, wie gesagt, subjektiv. Nicht jeder Schweizer Autor verkauft 5'000 Bücher, ein paar wenige verkaufen freilich mehr).

Mehr als ein Buch jährlich zu produzieren wäre a) Wahnsinn und b) unmöglich. Die Regel ist eher: Alle zwei Jahre ein Buch. Das würde bedeuten: Bei guter Verkaufslage beträgt das schriftstellerische Einkommen

pro Jahr nicht einmal 10'000 Franken. Nun möchte ich - ohne viel Aufheben davon zu machen, dass dieser Betrag ja nicht netto ist, dass davon Recherchierkosten, Reisen usw. finanziert werden sollten - einmal den Berufstätigen jeglicher Couleur sehen, der für einen solchen Betrag arbeiten würde, hart arbeiten notabene, wie es die Arbeit an unseren Büchern nun einmal ist.

Mit den möglichen Nebenverdiensten ist es so eine Sache, und vor allem ist hier grösste Vorsicht am Platz: Jede Arbeitsstunde, die der Schriftsteller nicht an seinem Werk sitzen kann, vermindert den Grad seiner Professionalität, und gerade die ist wichtig: In diesem harten Geschäft haben Amateure überhaupt keine Chance mehr. Wir haben im Schweizerischen Schriftsteller-Verband ein Berufsregister (BR), das eine Art Label für die professionellen Schriftsteller sein sollte. Warum es, nach Überprüfung der vom BR verlangten Kriterien, nicht auch ein Label für eine Art Mindesteinkommensgarantie sein könnte, ist mir unbegreiflich. Man lässt einen ganzen (nicht unwichtigen) Berufsstand weit unter dem amtlichen Existenzminimum vegetieren, ohne an Abhilfe zu sinnen.

Offenbar ist der offiziellen Kulturförderung die Tatsache Beweis genug, dass wir ja noch leben und sogar schreiben: Es geht also doch offenbar immer wieder irgendwie. Genau das aber zehrt an den Kräften. Man erlebt im Laufe der Jahre, dass Freunde sich enttäuscht abwenden, weil sich an der Situation ja doch nie etwas ändert, trotz nachgewiesener harter Arbeit. Unsere Freunde hören immer dieselben Hinweise auf die klamme Situation. Natürlich gibt es Möglichkeiten, diese 10'000 Franken aufzubessern: Mit einem Hörspiel etwa, oder mit Lesungen, mit Vorträgen in Schulen. Das gibt dann bei besten Voraussetzungen noch einmal 10'000 (ungefähr so sieht meine Rechnung vom vergangenen Jahr aus). Na und? Dann sind es eben 20'000 Franken, und die entsprächen brutto dem Existenzminimum, Recherchierkosten oder etwa gar Schuldenamortisationen liegen schon gar nicht erst drin. Wie also soll es weitergehen? Ganz einfach: Weiter arbeiten und weiter auf den grossen Wurf hoffen ...

Wie sagte ich eingangs? Trost ist mir nicht geworden. Aber ein bisschen leichter ums Herz schon.



Der erfolgreiche Schweizer Schriftsteller. Zeichnung: Peter Gerber